

Der Klassenkampf beim Wiederaufbau Deutschlands

Veröffentlicht am 12.02.2023 | Lesedauer: 9 Minuten

Von Dankwart Guratzsch



Ansicht vom Rathausurm vor der Trümmerbeseitigung, 1945

Quelle: Erich Andres/Deutsche Fotothek Dresden





Vom 13. bis 15. Februar 1945 wurde Dresden von britischen und amerikanischen Bomben nahezu ausgelöscht. Die erste Zerstörung wurde allerdings von einer zweiten vollendet – herbeigeführt durch eine verheerende Bauideologie nach dem Krieg, welche sowohl Albert Speer als auch die SED vertraten.

Wenn Erich Kästner auf seine Heimatstadt Dresden zu sprechen kam, geriet er ins Schwärmen. „Dresden war eine wunderbare Stadt, voller Kunst und Geschichte und trotzdem kein von 650.000 Dresdnern zufällig bewohntes Museum. Die Vergangenheit und die Gegenwart lebten miteinander im Einklang ... Geschichte, Kunst und Natur schwebten über Stadt und Tal, vom Meißner Dom bis zum Großsedlitzer Schlosspark, wie ein von seiner eignen Harmonie bezauberter Akkord.“

Dann aber folgte der 13. Februar 1945, Fastnachtsdienstag. Und die stille Musik wurde schrill unterbrochen. „Ja, Dresden war eine wunderbare Stadt. Ihr könnt es mir glauben. Und ihr müsst es mir glauben! Keiner von Euch kann mit der Eisenbahn hinfahren, um nachzusehen, ob ich Recht habe, denn die Stadt Dresden gibt es nicht mehr.“

Es ist dieser Verlustschmerz, der auch in diesem Jahr wieder zehntausende Dresdner nun schon der dritten



Generation bewegt, sie Kerzen entzünden lässt,
Friedhöfe, Kirchen, Konzerte und
Gedenkveranstaltungen ausrichten und jene
Menschenkette bilden lässt, die über die Elbbrücken
hinweg auch das jenseitige Neustädter Ufer einschließt
– 78 Jahre nach dem verheerenden Bombenangriff.

Und doch ist etwas an dieser Erzählung über den
Untergang Dresdens Legende. Denn als sich die Rauchschwaden verzogen hatten, da war
die Stadt zwar auf 28 Quadratkilometern Fläche ein Totenacker. Aber erstaunlich viele
Gebäude, Kaufhäuser, Banken, Verwaltungsgebäude, Denkmäler, Kunstpaläste und
Theater, ganze Straßen mit Barockfassaden hatten das Inferno überlebt – zwar als
Gerippe, aber in durchaus wiederaufbaufähigem Zustand.

Krasses Beispiel einer Großflächenenttrümmerung

Wie konnte es geschehen, dass das so lange vergessen wurde und dass es bis heute
standhaft verdrängt wird? Aufschlüsse gibt ein Buch, das vor mehr als 20 Jahren in vielen
Auflagen erschien, und doch nicht wirklich zur Kenntnis genommen wurde. Matthias
Lerm, ein Leipziger, der in Dresden Architektur studiert hatte und dann ins Dresdner
Planungsreferat eingetreten war, hatte seinen „Abschied vom alten Dresden“
(<https://archiv.dresden.de/detail.aspx?ID=75501>) auf der Basis umfassender
Archivstudien verfasst. Heute ist er Stadtplanungsamtschef von Magdeburg.

Es ist eine der umfassendsten Studien zur Wiederaufbaugeschichte in Deutschland. Und
es ist heute wieder beklemmend aktuell. Nicht nur wegen des Ukrainekrieges und der
flächenhaften Zerstörung ganzer Städte und Kulturlandschaften, sondern auch wegen des
Wiederauflebens von Baupraktiken, die damals grenzüberschreitend in ganz Deutschland
angewandt wurden – und die man später als Fehler erkannte und schnellstens vergessen
machen wollte. Man nannte es Großflächenenttrümmerung. Dresden ist das krassste
Beispiel dafür.

Die Ideologie stammt aus den 1920er-Jahren und war von keinem Geringeren als dem

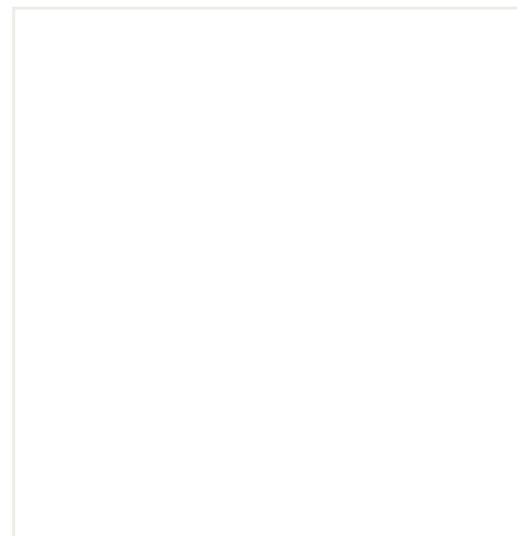
Schweizer Le Corbusier entwickelt worden. Er wollte ganze Städte von Paris bis Moskau niederreißen, und viele deutsche Architekten ließen sich von dem enthusiastischen Schwung seiner Proklamationen mitreißen. Einer, der bis heute in höchstem Ansehen steht, Bruno Taut, nannte die im Ersten Weltkrieg unversehrt gebliebenen Städte „gebaute Gemeinheiten“; Ernst May, der Frankfurter Stadtbaurat, wollte die Städte grundsätzlich „auflösen“.

An ihre Stelle sollte das treten, was Le Corbusier in Übersetzung aus dem Russischen die „soz. Stadt“ nannte. Und die sollte vor allem eins sein: eine Massenware vom Fließband, industriell und seriell gefertigt, uniform und mit Flachdach, schmucklos im Einheitsstil des sogenannten (und demonstrativ kleingeschriebenen) „neuen Bauens“ (http://archiv.nationalatlas.de/wp-content/art_pdf/Band6_154-155_archiv.pdf). Es ging nicht um Wohnlichkeit, sondern um die Durchsetzung neuer Bauformen.

Natürlich dachte in Zeiten von Wohnungsnot, Wirtschaftskrisen und Krieg niemand daran, ganze Stadtviertel abzureißen, um derartige Pläne umzusetzen. Aber als die Flächenbombardements die alten Städte in Flammen aufgehen ließen, eröffneten sich über Nacht ganz neue Chancen. Architekten, die noch eben in den Arbeitsstäben von Albert Speer gearbeitet hatten wie der spätere Planungschef von Hannover, Rudolf Hillebrecht, sprachen von einer „ersehten Katastrophe“.

Speer selbst vollzog eine Kehrtwende von 180 Grad und forderte schon zwei Jahre vor Kriegsende, 1943, als den meisten deutschen Städten die endgültige Zerstörung noch gar nicht widerfahren war: „Die Wiederaufbaupläne sollen zunächst nicht darin bestehen, das Stadtzentrum in irgendwelchen hochkünstlerischen Ideen neu entstehen zu lassen.“

Vielmehr müsse dem „Ersticken der Städte durch Verkehrsnot entgegengetreten werden“. Für den



massenhaften seriellen Hausbau ließ Speer das Modell einer Hausbaumaschine ausarbeiten, die, wie die Architekturzeitschrift „Bauwelt“ 1944 ganz richtig erkannte, den „Triumph der Gleichform und des Zusammenpassens“ einleitete.

Was im Rückblick frivol erscheint, wurde – noch unter Hitler und Speer – von der Architekturpresse als „Bauordnung auf dem höchsten Gipfel: Bauen im ganz Großen“ gefeiert und gab, über den Kriegszusammenbruch und die Gründung der beiden deutschen Staaten hinweg, die Generallinie für den deutschen Wiederaufbau vor. Das wollte schon bald niemand mehr wahrhaben. Während man im Osten die „Sozialistische Großstadt“, im Westen die „Demokratie als Bauherr“ propagierte, startete man mit der Enttrümmerung hüben wie drüben ein Zerstörungswerk, für das es kein Vorbild in der Geschichte gibt.

Die „Chance der Zerstörung“ (Hillebrecht) sollte genutzt werden, um Platz für „Neue Städte“ zu schaffen. Dabei wurden nicht nur in Dresden, sondern deutschlandweit tausende Kulturdenkmale abgeräumt, Stadtgrundrisse zerstört, Verkehrsschneisen durch die Städte geschlagen und die städtischen Funktionen Handel, Verkehr, Wohnen, Freizeit in separierte „Zellen“ auseinandergerissen. Ein Jahrtausend Stadtbaukultur wanderte auf Trümmerhalden und Müllkippen.

Nicht nur Dresden

Ausgerechnet Dresden ist es beschieden gewesen, zum Paradebeispiel dieser Zeitenwende im Bauen erkoren zu werden. Die geschlossene Schadensfläche war hier, laut Matthias Lerm, größer als der Umfang der bebauten Stadtfläche von 1890. Von den 228.000 Wohnungen waren 75.000 total zerstört, 11.000 schwer beschädigt und unbewohnbar, nur etwa 55.000 unbeschädigt. Die Einwohnerzahl war von 650.000 auf 369.000 gesunken, in der Innenstadt lebten noch 500.

Die Trümmermenge, so der Chronist weiter, betrug nach Schätzungen 15–20 Millionen Kubikmeter, von denen etwa fünf Millionen als Schutt zu beseitigen waren. Damit hätte

man 100 Hektar Land 4–5 Meter hoch aufschütten können. Tatsächlich wurden dann die Trümmer auf den Elbwiesen ausgebracht – also genau dort, wo eine Historikerkommission später vergeblich Einschusslöcher und Munition der von vielen Dresdner Flüchtlingen bezugten Tieffliegerangriffe gesucht hatte.

Bald griffen die Sprengungen immer hemmungsloser auch auf besser erhaltene Geschäfts- und Wohngebäude, ja selbst auf Kulturbauten und Kirchen über. Proteste der Bevölkerung, der Denkmalpflege, der „Intelligenz“ und selbst aus den Reihen der SED und der Blockparteien wurden vom Zentralkomitee der SED in Berlin und zum Teil von Walter Ulbricht persönlich niedergebügelt, die Trümmerbeseitigung zu einer Frage des „Klassenkampfes“ erklärt und ihre Gegner als „Verfechter der bürgerlichen Ideologie“ und „alter monarchistisch-bürgerlicher und klerikaler Auffassungen des Städtebaus“ diffamiert.

„Solche Genossen“, die einen „klaren parteimäßigen Standpunkt zur sozialistischen Entwicklung unserer Stadt“ vermissen ließen, machten es „dem Feind leicht, die Diskussion um den Aufbau der zerstörten Städte auszunutzen, um Lügen und Verleumdungen zum Beispiel über angebliche Kulturbarbarei in Dresden zu verbreiten.“ Der kommunistische Oberbürgermeister Walter Weidauer stempelte die Kritiker zu Staatsfeinden: „Die vereinigte Opposition macht gegenwärtig einen Generalangriff auf unser sozialistisches Dresden.“

Projekt Enttrümmerung

Man darf sich durch das Vokabular nicht täuschen lassen. Denn beide, sowohl die Ostpolitiker und Architekten als auch die Westpolitiker und Architekten hatten eines von den Nazis gelernt: So wie diese ihre Bau- und Planungskonzepte mit hergeholten Floskeln wie „Blut und Boden“ oder „klarste Zweckmäßigkeit“ (Hitler) verbrämt und glorifiziert hatten, um sie massengängig zu machen und durchzusetzen, so versuchten sich nun auch

die Sachwalter einer vermeintlich „demokratischen“ und/oder „sozialistischen“ Zeitenwende im Bauen an derselben Praxis, nur mit neuen Narrativen.

Dass die Pläne dafür von den Nazis stammten, dass sie im Westen in die Hände von Mitgliedern der Wiederaufbaustäbe Albert Speers, im Osten in die Hände eines Kurt W. Leucht gelegt waren, dem im Krieg das gesamte Bauwesen an der Mittelmeerfront und zuletzt die Planung für Hitlers „Alpenfestung“ unterstanden hatte, wurde sorgfältig unter der Decke gehalten.

In Wahrheit ging es hier wie da um nichts anderes als die Durchsetzung von Bauauffassungen, die sie alle an den Hochschulen der 1920er-Jahre gelernt hatten, und um die Beseitigung der Bausubstanz, die deren Umsetzung im Wege stand.

Dem Enttrümmerungswüten fielen in Ost und West ganze Altstädte zum Opfer – weder aus technischer, noch ökonomischer, noch erst recht (wie man heute erst weiß) ökologischer oder sozialer Notwendigkeit. An die Stelle trat eine dünnwandige Behelfsarchitektur, deren Erhaltung, Nachrüstung, Stabilisierung und/oder Ersetzung durch Neubau nachfolgende Generationen noch bis ins 21. Jahrhundert hinein mit Milliardenkosten belastet. Dabei hätten selbst im schwer zerstörten Dresden, wie der zeitgenössische Architekt Fritz Steudtner vorgerechnet hat und Matthias Lerm referiert, „mindestens zwei Drittel der Altstadt wenn auch nicht gleich aufgebaut, aber entsprechend gesichert werden können“.

Der eigentliche Skandal lag in der Kulturbarbarei, die sich mit dem mutwilligen Zerstörungswerk verband. Man glaube nur nicht, dass dabei im Westen etwa schonungsvoller als im Osten, in der Kunststadt Dresden behutsamer als in anderen DDR-Städten vorgegangen worden wäre. Ein sich steigernder Hass auf die Geschichte verführte dazu, Kulturepochen der Vergangenheit zu denunzieren und zu diffamieren, um sie desto ungestörter dem Verfall und der Beseitigung überantworten zu können.

Waren es im Westen Schlösser und Herrensitze von höchstem Kunstwert und ganze Stilepochen wie die Gründerzeit von der badischen Residenzstadt Karlsruhe über das sozialdemokratische Stammland Hessen bis zum Braunschweiger Schloss und die Altstadt von Fürth, so kam im Osten noch der Kirchenhass Walter Ulbrichts hinzu, dem in wenigen Jahren 60 Kirchen zum Opfer fielen – bis hin zur völlig unversehrten gotischen Universitätskirche von Leipzig (1968) und zur Freibaggerung jahrhundertlang gehüteter Kirchengräber, deren zum Teil nicht einmal voll verwesene Leichen (wie im Fall der Dresdner Sophienkirche) auf den Müll geworfen wurden.

Das Fazit der Großflächenenttrümmerung ist ernüchternd und bedrückend. In Dresden ging der staatlich gelenkte und forcierte Vandalismus so weit, dass „nahezu alle Ruinen öffentlicher Bauten der überkommenen Zeit – wie Kirchen, Theater, Bäder, Postämter, Banken, Kaufhäuser, Markthallen, ja selbst der Reichsbahndirektion“ beseitigt wurden und damit die spezielle „Dresdner Spielart der bürgerlich-wilhelminischen Repräsentationsarchitektur“ (Lerm) ausgelöscht wurde.

Um ein Haar wären sogar die Semperoper, die Sempergalerie, die Hauptwache von Schinkel, 70 Prozent des Renaissanceschlusses und sogar die Ruine der Frauenkirche beseitigt worden. Dass die Stadt einen Teil ihrer glanzvollsten Bauten und schönsten Barockensembles zurückgewinnen konnte, ist allein dem zähen Widerstand des auch in 40 Jahren DDR nicht zermürbten Dresdner Bürgertums zu danken. Es kämpft seinen Kampf gegen eine instinktlose und desorientierte Baubürokratie und Architektenschaft bis heute.

Im deutschen Wiederaufbau hat es eine Stunde null nie gegeben. Worum tatsächlich gekämpft wurde und in vielen Städten bis heute noch gekämpft wird, das war und ist das architektonische Erbe. Es ist einem Kulturkampf ausgeliefert, der sich in wechselnder Verkleidung mal als Klassenkampf, mal als Modernisierung, mal als Klimaschutz, mal als sozialer Wohnungsbau, mal als Rationalisierung und Effektivierung des Bauwesens maskiert, aber von dem von Erich Kästner gerühmten Einklang von Vergangenheit und

Gegenwart nichts weiß und nichts wissen will.

Teilen Sie die Meinung des Autors?

JA  448

NEIN  34

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/243659909>